

Timo Frasch

**„Eigentlich
müssten mir die
Feministinnen
die Füße küssen“**

Für Rini, Josi und Maxi, in Liebe

Timo Frasch

„Eigentlich
müssten mir die
Feministinnen
die Füße küssen“

Gespräche
mit Frauen



Frankfurter
Allgemeine
Buch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



**Frankfurter
Allgemeine
Buch**

© Fazit Communication GmbH
Frankfurter Allgemeine Buch
Pariser Straße 1
60486 Frankfurt am Main
buch@fazbuch.de

Umschlaggestaltung: Nina Hegemann
Satz: schreiberVIS, Seeheim
Druck: CPI Books GmbH, Leck
Printed in Germany

1. Auflage
Frankfurt am Main 2025
ISBN 978-3-96251-212-5

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
vorbehalten.

Frankfurter Allgemeine Buch hat sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet und erwirbt gemeinsam mit den Lieferanten Emissionsminderungszertifikate zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes.



INHALT

	Vorwort	7
01	Elke Heidenreich	12
02	Silke Aichhorn	24
03	Marion Kiechle	32
04	Hedwig Richter	44
05	Samira El Ouassil	52
06	Sophia Thomalla	68
07	Theresia Frasch	80
08	Alice Schwarzer	98
09	Bettina Habig alias Texas Patti	116
10	Monika Gruber	134
11	Paula-Irene Villa Braslavsky	146
12	Edith Burkhardt-Funk	158
13	Elke Fett	170
14	Dorothee Bär	182
15	Renate Weiler	194
16	Uschi Glas	208
17	Claudia Traidl-Hoffmann	220
18	Simone Imhof	230
19	Janine Wissler	240
20	Gloria von Thurn und Taxis	250
	Dank	267
	Quellenangaben	268
	Der Autor	270

„Immer wieder erlebe ich, dass Mitmenschen felsenfest davon überzeugt sind: Wenn jetzt das eigene Buch erscheint, dann wird Deutschland Kopf stehen. Wie närrisch, aber natürlich auch ein bisschen rührend.“

Hedwig Richter

Vorwort

Die Tücken des Ost-West-Dialogs: Über ein Interview mit Katarina Witt

Als ich vor sechs Jahren für meinen ersten Interviewband „Sie stellen mir Fragen, die ich mir nie gestellt habe“ meine 20 besten Interviews zusammenstellte, fiel mir auf, dass ich die allermeisten davon mit Männern geführt hatte. Das Verhältnis war 17 zu 3. Wie konnte das sein? Nach welchen Kriterien wählte ich denn bitte meine Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen aus?

Es gibt einen gewissen Pflichtanteil. Dass ich als Bayern-Korrespondent der F.A.Z. hin und wieder den bayerischen Ministerpräsidenten interviewe, gehört zu meinem Aufgabenspektrum. Der Rest allerdings richtet sich im Wesentlichen danach: Wer interessiert mich? Von wem ist ein interessantes Interview zu erwarten? Wer will mir überhaupt ein Interview geben? Peter Sloterdijk und Florian Silbereisen haben mich zum Beispiel abblitzen lassen. Auch die beiden: Männer.

In der Wahl meiner Interviewpartner mochten sich die realen Machtasymmetrien in der Gesellschaft widerspiegeln: Noch immer gibt es mehr Männer, die für wichtig und interessant gehalten werden, als Frauen. Und doch drängte sich mir die bange Frage auf: Interessierst du dich nicht für Frauen? Hast du keinen Draht zu ihnen? Fürchtest du sie sogar?

Das Verhältnis 17 zu 3 war natürlich indiskutabel. Damals entschied ich mich gemeinsam mit dem F.A.Z.-Buchverlag für die Flucht nach vorn: Wir machten ein Buch ausschließlich mit Männergesprächen. Aber es wäre natürlich ein Treppenwitz, wenn am Ende aller Diversitätsbemühungen ein Männerbuch stünde.

Die Lösung lag auf der Hand: ein Nachfolgeband mit Frauengesprächen. Dafür fehlten noch 17 Interviews. Ich musste mich also fokussieren. Zwar lehnte ich in den vergangenen Jahren Interviews mit Männern nicht kategorisch ab, ich versuchte aber doch, die Wünsche der Redaktion in Richtung Frauen zu lenken, quasi Win-Win-Win-Situationen herzustellen.

Mein Motto generell: Führe jedes Interview so, dass es sich auch noch in zehn oder zwanzig Jahren gut in einem Buch machen würde. Ist das mit Frauen schwieriger oder einfacher als mit Männern? Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Gesprächspartnern?

Nachdem ich nun die 17 fehlenden Interviews geführt habe, würde ich, ohne dabei möglichen Leserinnen gefallen zu wollen, sagen: eher nein. Frauen sind gewiss nicht weniger mutig als Männer, nicht weniger schlagfertig, nicht weniger lustig. Eine Einschränkung würde ich allerdings machen. Jedes Interview ist auch ein Rollenspiel. Und man kann die Rolle als Mann, der im Interview einer Frau gegenübersteht, gewinnbringend einsetzen, ohne dass es für eine der beiden Seiten unangenehm wird.

Ein Beispiel: Mit Sophia Thomalla gelange ich im hier abgedruckten Gespräch an einen Punkt, an dem es um meine Fähigkeiten auf dem Tanzparkett und im Bett geht. Ich hätte die Stelle weglassen können, sie ihr nicht zur Autorisierung vorlegen, zumal ich gerade in dem Teil des Interviews nicht so richtig gut wegkomme. Aber die Passage gibt dem Gespräch etwas Kokettes, Doppelbödiges. Ich mag das. Das gilt auch für den letzten Satz des Interviews, der es zum Titel dieses Buches geschafft hat: „Eigentlich müssten mir die Feministinnen die Füße küssen.“ Aus dem Mund eines Mannes wäre das witzlos, um das Mindeste zu sagen. Wie schön, dass es die Frau gesagt hat!

So verdienstvoll ein Buch sein mag, das ausschließlich Frauen eine Bühne bietet – die Frage nach der Diversität bleibt bestehen. Ich muss mich da gewiss nicht verstecken. In puncto Herkunft, Haltung, Alter und Beruf bildet das Buch eine große Bandbreite ab. Unterrepräsentiert sind allerdings der Sport und der Osten. Was wäre da naheliegender gewesen, als mein Interview mit der zweimaligen Olympiasiegerin im Eiskunstlauf, Katarina Witt, erschienen 2024 zum Tag der Deutschen Einheit, in die Sammlung aufzunehmen?

Für den neuerlichen Abdruck in einem Buch muss man die Gesprächspartnerinnen um Erlaubnis bitten. Ich habe also auch Katarina Witt angegeschrieben. Alle, die hier versammelt sind, haben zugesagt. Witt nicht. Eine wirkliche Begründung hat sie dafür nicht genannt. Muss sie auch nicht.

Aufschluss könnte die Genese des Interviews geben. Das Angebot ans F.A.Z.-Ressort „Deutschland und die Welt“ kam von einer PR-Agentur. An-

lass sollte ein Spielfilm über die Teilnahme Witts an den Olympischen Spielen 1994 in Lillehammer sein: „Kati – eine Kür, die bleibt“. Mit PR-Agenturen zusammenzuarbeiten, ist zweischneidig. Sie können einen auf gute Ideen bringen. Aber sie sind eben auch eine Art Zwischenhändler, der die Abstimmungsprozesse mit dem Interviewpartner eher verkomplizieren als erleichtern kann. Agenturen haben ihre eigene Agenda, die meiner häufig zuwiderläuft: Im Fall von Katarina Witt wollten die PR-Leute im Auftrag eines Fernsehsenders Aufmerksamkeit auf den Film lenken. Witt tat ihnen den Gefallen, dabei zu helfen. Eine wirklich intrinsische Motivation für das Gespräch hatte sie nicht.

Meine eigene Lust hielt sich ebenfalls in Grenzen – ich hatte seinerzeit recht viel mit Söder, CSU und Co. um die Ohren. Andererseits interessierte ich mich für Eiskunstlauf und hatte 2018 zu dem Thema sogar ein Interview mit dem damaligen CSU-Generalsekretär Markus Blume gemacht – er war früher ein hervorragender Eistänzer. Außerdem war Lillehammer 1994 das erste und letzte Mal, dass Katarina Witt Teil einer gesamtdeutschen Olympia-Mannschaft war – Fragen, die über das rein Sportliche hinausgingen, lagen da aus meiner Sicht auf der Hand. Für sie auch?

Weil ich nicht unter falschen Vorzeichen zum Interview nach Chemnitz fahren wollte, bestand ich auf einem telefonischen Vorgespräch. Das kam zustande und verlief angenehm, wie Witt überhaupt eine im Umgang angenehme Person zu sein scheint. Offensichtlich gelang es mir aber nicht, ihr klarzumachen, dass es mir nicht zuvorderst um den Film ging, nicht darum, wie die Dreharbeiten waren oder wie es sich anfühlt, von einer anderen gespielt zu werden. Mir ging es um ihre Kämpfe, Ängste, Widersprüche und Fehler, um ihr Verhältnis zur DDR und zum jetzigen Deutschland.

Wir hatten uns für 90 Minuten in einem schönen Saal des Chemnitzer Rathauses verabredet, wo Witt als Werbeträgerin der kommenden Kulturhauptstadt Europas sowieso zu tun hatte. Am Ende dauerte das Gespräch zweieinhalb Stunden. Es gab hin und wieder Anzeichen, dass sie sich unwohl fühlte mit den Fragen, insgesamt aber wirkte sie aufrichtig bemüht, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, und auch positiv erstaunt, dass sich da jemand so viele Fragen überlegt und so intensiv mit ihr beschäftigt hatte. Wir gingen im Guten auseinander.

Es ist dann allerdings etwas anderes, das Gespräch schwarz auf weiß zu sehen, besser gesagt: das, was der Redakteur daraus gemacht hat. Denn natürlich muss man zweieinhalb Stunden Material kürzen, straffen, formen. Um es vorsichtig auszudrücken: Witt war nicht glücklich. Nicht mit meinen Fragen, nicht mit ihren Antworten. Nicht mit der Aussicht, viel Mühe auf die Redigatur verwenden zu müssen. Ich ließ durchblicken, dass wir das Interview, sollte es massive Eingriffe ihrerseits geben, im Zweifel kippen würden. Zum Tag der Deutschen Einheit schwebte mir, als Ersatz für den fest eingeplanten, aber nun möglicherweise wegfallenden Text, schon die Geschichte eines gescheiterten Interviews vor: Wie Ost und West sich nicht verständigen konnten.

Witt wollte nochmal in sich gehen. Am nächsten Tag bekam ich dann die von ihr bearbeitete Version – und war erleichtert: Die Änderungen waren absolut im Rahmen. Es war meines Erachtens ein nach wie vor gutes Interview, jedenfalls so gut, dass man es drucken konnte. Sie fand das auch. Wer sich davon überzeugen mag: Es ist nach wie vor online.

Nach der Veröffentlichung bekam ich allerlei Zuschriften. Manche Leser lobten, was ich Witt durch scheinbar harmlose Fragen entlockt hätte. Andere jedoch monierten, ich sei mit ihr nicht hart genug ins Gericht gegangen. Ich kann das nachvollziehen. Auch mir ist es am liebsten, wenn man sich gegenseitig nicht schont. Andererseits verkennt die Kritik, dass Interviews zumindest in Deutschland üblicherweise autorisiert werden. Es gibt gute Gründe, die Autorisierung abzuschaffen. Aber es gibt auch gute, womöglich sogar bessere, sie beizubehalten. Ohne das Wissen darum, dass Interviewpartner ihr Interview vor dem Erscheinen gegenlesen und korrigieren können, würden viele erst gar keines geben oder im Gespräch schon die Schere im Kopf haben, die sie heute eventuell bei der Autorisierung zum Einsatz bringen. Davon abgesehen geht es im Interview auch darum, das Gegenüber zu öffnen, sein Vertrauen zu gewinnen. Das kann man nicht mit einem Sperrfeuer an Fragen und Fangfragen. Es hilft im Übrigen auch nicht weiter, wenn sich die Fragen nicht in erster Linie an den Befragten richten, sondern an eine Leserschaft, der man gefallen will.

Am Ende muss jeder Interviewer mit der Gefahr kalkulieren, dass der Text vom Befragten kaputtredigiert oder erst gar nicht freigegeben wird. Ein

Interview, das nicht gedruckt wird, ist, als wäre es nie geführt worden. Eine Niederlage für beide Seiten.

Insoweit bin ich sehr froh, dass alle anderen von mir angefragten Gesprächspartnerinnen die Genehmigung zum Abdruck gegeben haben. Das gilt insbesondere für die Gespräche, die schon ein paar Jahre zurückliegen. Mag sein, dass die eine oder andere heute manches anders sagen würde als damals. Das eine oder andere mag inzwischen als anstößig oder aus der Zeit gefallen empfunden werden. Aber wie sagte Pilatus so schön: „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben.“ Und wie sagte die Marktfrau Elke Fett genauso schön: „Wenn ich was erzähl, dann können Sie das schreiben. Wie Sie das dann schreiben, ist Ihr Problem. Und wenn es mir nicht passt, ist es mein Problem.“

01

Elke Heidenreich

Als ich in der elften Klasse an einem Literaturkreis teilnahm, zu dem mein Deutschlehrer Siegfried Stein damals einige Schüler bei sich zu Hause versammelte, dachte ich nicht, dass ich die Bücher, die wir seinerzeit besprochen haben, später einmal in einem Interview mit Elke Heidenreich gebrauchen könnte. „Erst grau dann weiß dann blau“ von Margriet de Moor war eines dieser Bücher.

Nicht zuletzt wegen Leuten wie meinem Deutschlehrer fühlte ich mich für das Interview gut gerüstet. Es half auch, dass Heidenreich im vorausgehenden Mailaustausch völlig unprätentiös war. Als sie vermeldete, ihr Hund wedele angesichts unserer Interviewverabredung mit dem Schwanz, konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen.

Wir sind uns noch nie begegnet, bis heute nicht. Das knapp eineinhalbstündige Gespräch fand nach ihrem Spaziergang mit dem Hund am Telefon statt, ohne Bildschirm. Dass wir uns beide den Weg quer durch Deutschland ersparten – sie lebt in Köln, ich in München – und damit auch die Klärung von Fragen wie „Wo treffen?“ und „Was anziehen?“, dürfte zu einer gewissen Grundgewogenheit beigetragen haben, die sich bis zum Ende hielt: Bei der Autorisierung änderte Heidenreich nur einen Tippfehler.

Wie meistens schafften es viele Passagen aus dem Interview nicht in den Abschlusstext: viele gute Gedanken von ihr – und der eine oder andere von mir. Zum Beispiel, dass man, wenn man im Leben zwischen zwei gleichwertig erscheinenden Optionen wählen muss, tendenziell die nehmen sollte, die mehr Mut verlangt. Denn selbst wenn sich die Option als falsch herausstellt – den Stolz darauf, mutig gewesen zu sein, kann einem keiner mehr nehmen.

Aus diesem Gedanken entwickelte sich nichts, was so gut gewesen wäre wie das, was Sie gleich im Interview lesen werden. Aber immerhin gefiel er der berühmtesten Literaturkritikerin Deutschlands. Das passiert einem nicht alle Tage. Deswegen wollte ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Was es auch nicht in den Interviewtext schaffte: ein Halbsatz aus Cees Nootebooms Buch „Die folgende Geschichte“, das wir einst ebenfalls im Literaturkreis

gelesen hatten: „... so jung, dass man mit ihr über die Unsterblichkeit sprechen konnte“. Elke Heidenreich, damals 81, hat mir gezeigt, dass auch das keine Frage des Alters ist.

„Wenn es vorbei ist, sag ich Danke“

Autorin, Kritikerin, Moderatorin: Ein Gespräch mit Elke Heidenreich über das Älterwerden und das Jungbleiben

Frau Heidenreich, Sie haben ein Buch über das Altern geschrieben. Je darüber nachgedacht, den Prozess mithilfe der Schönheitschirurgie aufzuhalten?

Ich sehe voll Entsetzen, dass schöne Frauen wie Meg Ryan oder Michelle Pfeiffer oder so aufgeblasene Clans wie die Kardashians nur noch Kunstprodukte sind, nachdem da herumgedoktert wurde. Das käme für mich nie infrage.

Es gibt Feministinnen, die im Modellieren des weiblichen Körpers einen Ausdruck von „female empowerment“ erkennen.

Ich kann das überhaupt nicht nachvollziehen. Ich bin auch keine Feministin. Ich bin eine Frau, die versucht, ihr eigenes Leben so gerade wie möglich zu leben, und die nie das Bedürfnis hatte, schöner oder jünger zu sein, sondern die sich einfach nur mit sich selbst wohlfühlen will.

Harald Schmidt, in dessen Show „Pssst ...“ Sie einst im Rateteam saßen, wurde vor ein paar Jahren gefragt, ob er nicht mal zum Beauty-Doc gehen wolle. Er verneinte. Er finde sich auch im Verfall noch „geil“.

Typisch Harald! Ich kenne ihn schon sehr lange. Er hat seinen allerersten Hörfunkauftritt bei mir gemacht, als ich im WDR 2 die „Unterhaltung am Wochenende“ moderierte. Er war ein pickeliger, selbstbewusster und auch damals schon sehr ironischer junger Mann, und ich hab ihn von Anfang an wahnsinnig gemocht. Ich wäre gerne mit ihm befreundet, er wohnt in Köln bei mir um die Ecke, aber man kann mit ihm nicht befreundet sein. Er zieht sich zu sehr zurück. Er ist ein Einzelgänger. Aber wir zwinkern uns zu, wenn wir uns sehen, und ich finde ihn auch im Alter immer noch geil.

Von Marcel Reich-Ranicki ist in der F.A.Z. ein Satz überliefert, den er mal zu einem Kollegen gesagt haben soll ...

„Man kann nicht alle Frauen lieben, aber versuchen kann man es.“

Auch gut! Aber ich denke an einen anderen: „Sie lieben über Ihre Verhältnisse.“

Ich schwöre Ihnen bei meinem Leben, dass er diesen Satz von mir hat. Wir waren ja eine Zeit lang eng befreundet, soweit man mit diesem schwierigen Menschen befreundet sein konnte. Ich habe oft mit ihm und seiner Frau zusammengesessen, Hochzeitstage gefeiert, Ehrendoktorwürden miterlebt, und ich habe ihm mal, als ich Liebeskummer hatte, gesagt, weißt du, Marcel, ich liebe immer über meine Verhältnisse. Das hat ihm sehr gefallen. Die Liebe hat ihn immer sehr interessiert, vor allem der Klatsch und Tratsch, alles Schläpfrige. Und er war ja immer auch hinter kleinen Flirts her.

Auch beim Zerwürfnis zwischen ihm und Sigrid Löffler im „Literarischen Quartett“ ging es ums Thema Sex. Während er den Murakami-Roman „Gefährliche Geliebte“ als „hocherotisch“ lobte, empfand sie ihn als „zotig“.

Welcher Seite neigten Sie zu?

Ich habe die Löffler verstanden, und ich fand, er hat sich ihr gegenüber unflätig benommen, so wie sich ein paar Jahre später Gerhard Schröder Angela Merkel gegenüber unflätig benommen hat. Männer haben ja manchmal so was, dass man ihnen wirklich eine reinhauen möchte. Aber ich habe immer Reich-Ranickis Leidenschaft für die Literatur geschätzt. Er hat versucht, Menschen zum Lesen zu bringen. Das tue ich auch.

Und haben Sie nun über Ihre Verhältnisse geliebt oder nicht?

Schwer zu beantworten. Ich habe meine Ehemänner sehr geliebt. Aber manchmal hat mich die Leidenschaft hingerissen. Es wird immer nur darü-

ber geredet, dass Männer fremdgehen. Aber natürlich gehen auch Frauen fremd. Mir ist es passiert, dass ich mich in einen Musiker verliebt und mit dem eine Nacht verbracht habe und anschließend nach Hause gekrochen kam und das gestanden habe. Ich habe immer alles sofort erzählt. Ich konnte nicht anders. Und ich habe geweint, und es tat mir leid. Und trotzdem ist es passiert.

Warum?

Wenn man ein kreativer Mensch ist, wenn man schreibt, braucht man Entflammungen. Das kann der Alltag nicht immer schaffen.

Es gehen ja nicht nur Schriftsteller und Kreative fremd. Jüngst brachte ein F.A.Z.-Artikel das Thema Untreue mit der Endlichkeit unseres irdischen Da-seins in Verbindung. Er erwähnte eine Seitensprung-App, die mit dem Slogan „Das Leben ist kurz. Gönn dir eine Affäre“ wirbt.

Es kann schon sein, dass man sich aus Angst vor der Vergänglichkeit in Affären stürzt, so wie die Marschallin im Rosenkavalier, die sagt: Diese Liebe brauche ich jetzt noch, denn danach geht es bergab. Ich habe so nie gedacht. Und ich würde das auch nicht so flapsig formulieren wie in der Dating-App. Man gönnt sich eine Affäre nicht wie ein Stück Torte, sie passt einem und verletzt einen anderen Menschen. Es macht auch was mit einem selbst, wenn man mit jemand anderem nackt im Bett liegt. Ich habe das immer sehr ernst genommen und auch versucht, es nie ausufern zu lassen. Das ist auch nicht ausgeufert in meinem Leben. Es ist mir ein paar Mal passiert. Und da war es nötig und wichtig. Aber es hat auch immer Wunder geschlagen.

Wo fängt ein Seitensprung an für Sie?

Man muss dafür nicht unbedingt durch die Betten toben. Manchmal reicht ein Abend, an dem man drei Flaschen Wein zusammen trinkt und sich küsst. Der Seitensprung beginnt da, wo man merkt, mir fehlt bei meinem Partner etwas, was ich bei diesem anderen habe. Dann muss man darüber nachdenken, ob man das wieder in die Partnerschaft zurückbringen kann. Oder ob man sie beendet. Oder ob man sich weiter über Wasser hält mit solchen Abenden und Nächten. Das ist ein schmerzhafter Reflexionsprozess, aber auch ein lehrreicher.

Sie sind in einer Beziehung mit einem Musiker, der 28 Jahre jünger ist als Sie. Gilt dafür der Satz „Wo die Liebe hinfällt“ – oder haben Sie sich bewusst einen Jüngeren ausgesucht, um in seiner Gegenwart die eigene Hinfälligkeit zu vergessen?

Bei dieser Frage würden alle meine Freunde, ihn eingeschlossen, laut lachen. Weil alle zu mir sagen: Du bist so viel jünger als er. Er ist ein schwermütiger Mensch. Wir haben uns kennengelernt, da war ich 63, er 35, wir haben zwei Opern zusammen geschrieben, wir sind zusammen aufgetreten, ich hab gelesen, er Klavier gespielt. Ich dachte, wie schön, ein junger Mann! Und irgendwann merkte ich: Er ist um so viel älter, als er eigentlich ist, wie ich jünger bin, als ich eigentlich bin. Wir treffen uns also in der Mitte und sind ungefähr gleich alt.

Haben Sie sich bei öffentlichen Auftritten mit ihm wegen des Altersunterschieds je unwohl gefühlt – oder eher wie eine Rebellin?

Weder noch. Es ist mir einfach egal, was Leute über mich denken. War es immer schon. Ich nenne Ihnen ein anderes Beispiel. Als ich anfing mit meiner Sendung „Lesen!“ und wusste, die mache ich jetzt länger – am Ende waren es sechs Jahre –, war mir klar, jetzt gucken wieder alle: Was zieht sie an? Im Fernsehen ist das ja immer so wichtig. Da dachte ich, dem setze ich mich gar nicht erst aus und habe sechs Jahre lang für jede Sendung dieselbe Jacke angezogen.

Sie zitieren in „Altern“ das berühmte Gedicht „The road not taken“ von Robert Frost. Es geht darin um Richtungsentscheidungen im Leben. An welcher Wegabelung würden Sie gerne noch mal anders abzweigen dürfen?

Ich habe eine Entscheidung getroffen, die so was von schrecklich und falsch war, die würde ich gerne korrigieren. Aber darüber möchte ich nicht sprechen. Das ist privat und tut zu weh.

Sie sind 2008 vom ZDF rausgeschmissen worden, obwohl ihre Literatursendung Topquoten hatte und den Büchermarkt geprägt hat. Davor hatten Sie in einem sehr meinungsstarken F.A.Z.-Artikel geschrieben, man schäme sich, „in so einem Sender überhaupt noch zu arbeiten“. Auch ein Lebensfehler?

Nein. Das war die Reaktion auf die unterirdische Veranstaltung „Deutscher Fernsehpreis“ und den unsäglichen Umgang mit Reich-Ranicki, der an dem Abend für sein Lebenswerk ausgezeichnet werden sollte. Ich saß im Publi-

kum hinter ihm und sah, wie er im Nacken lila wurde, ich wusste, der explodiert gleich, und genauso war es. Noch in derselben Nacht habe ich dann den Text geschrieben. Natürlich: Ich konnte mal wieder den Mund nicht halten. Aber dass die mich für so was rausschmeißen, ist für mich heute noch eine idiotische und eines Intendanten unwürdige Handlung.

Sie haben mal gesagt, dass auch F.A.Z.-Herausgeber Schirrmacher nicht ganz glücklich agiert habe.

Er hätte mich vor mir selbst schützen sollen. Stattdessen sagte er, als wir in der Nacht telefonierten, gibts ihnen, hau drauf! Er hätte sagen sollen: Elke, Vorsicht, du verlierst deine Sendung.

Das wäre nicht Schirrmacher gewesen.

Wohl wahr. Macht nichts, ist verziehen.

Sie sagten auch mal, dass Sie nicht ganz unfroh über das Ende der Sendung waren. Sie seien erschöpft gewesen.

Die Verlage haben mich zugeschüttet mit Büchern: Bitte, Frau Heidenreich, dieses Buch ist ein brillanter Erstling, und wenn Sie jenes nicht besprechen, sind wir verloren. Hinzu kam, dass ich, kurz bevor die Sendung 2003 startete, Krebs bekam. Als sie dann schon lief, habe ich noch Bestrahlung gekriegt, jede Nacht. Die Bestrahlungsgeräte laufen ja 24 Stunden, und ein Mensch, der Bestrahlung kriegt, kann sich aussuchen, zu welcher Uhrzeit. Ich wählte nachts um zwei. Da sind die Straßen leer, da sieht mich keiner, da muss ich nicht arbeiten. Ich war also nachts bei der Bestrahlung, morgens im Studio. Ich sah aus, als hätte ich schwarze Haare. Es war aber Nässe, es war Schweiß, ich habe gelitten, ich war krank. Und doch habe ich mich durchgequält, weil mir die Sendung so einen Spaß gemacht hat.

Haben die ZDF-Chefs vor oder nach dem Rauswurf das Gespräch mit Ihnen gesucht?

Nein. Dieser Bellut hat mir einen Brief geschrieben. In der F.A.Z. habe er von mir gelesen, das ZDF könne mich ja jetzt rausschmeißen, das sei hiermit geschehen. Das wars. Bei den Salzburger Festspielen im Jahr darauf hab ich den damaligen Intendanten Schächter getroffen, der mich für die Sendung geholt hatte. Ich habe ihn gegrüßt – und er hat sich weggedreht. Da habe ich gedacht: Ich war vielleicht undiplomatisch, aber die Feiglinge, die seid ihr!